

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

46 (24.2.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst



# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Soldat Rothmann

Rothmanns Bekanntheit machte ich an einem trüben Vormittag des Jahres 1918, als ich nach vierzehntägigem Heimaturlaub wieder in den kleinen Städtchen in der Gegend von Baranowitschi zurückkehrte, wo unter Fernsprechleitung beim Leitungsbau lag. Während ich die letzten paar Kilometer von der Bahnhofsstation nach unserem Quartier durch den Morast der echten russischen Landstraße marschierte, bekam ich kurz vor den ersten Häusern ein merkwürdiges Bild zu sehen: Neben der Straße lag eine Wiege. Auf der Wiege stand ein Soldat mit einer Peitsche und machte ein verärgertes Gesicht. In der Ferne jagte ein Pferd. Der Soldat war Rothmann. Es mochte wohl pure Neugier sein, daß ich zu ihm ging, um das Rätsel dieses einsamen Streeters zu erräteln.

„Na, Kamerad“, redete ich ihn an, „wen bewachst du denn da?“  
„Eh, das da...“, und er zeigte nach hinten auf das Pferd.  
„Manu“, haunte ich, „wegen des einen Pferdes haben sie dich hierhin geholt?“  
„Genau“, nickte er, „wegen des einen Pferdes haben sie mich hierhin geholt.“  
„So kam es heraus, daß sie den unglücklichsten Rothmann, den sein Geschick aus Leipzig zu uns geschickt hatte, mit acht Pferden unteres Junes auf die Weide geschickt hatten, wo nach Meinung des Feldwebels die Köhler an Stelle des ausgeschlehten Saters sich an den kümmerlichen Kräutern der Wiege erquiden sollten. Das taten sie denn auch. Aber als sie dergehalft ihren Freiheit bedient hatten, brach aus ihnen ein hemmungsloses Gelächter nach Freiheit, dem sich der Gemeine Rothmann als unaufrichtiges Hindernis in den Weg stellte. Zuletzt hand dieses Säulchen Unglück, in seiner lichtotternden Uniform geradezu die Karikatur eines Soldaten, allein auf weiter Flur, während weit hinten in der Ferne die wilden Köhler übermüht schnaubten.“

„Na“, sagte ich, „da machs nur gut mit deinen Jossen!“ (So nannten saubere Kriegermänner die edlen Tiere). Mit dieser herablassenden Aufforderung ist mir ich weiter und überließ Rothmann seinem Schicksal, das denn auch bald in Gestalt eines wilden Feldwebels, der vom Dorf aus Rothmann und seine Köhlerfrucht irgendeiner erdicht haben mußte, mit grimmen Schritten auf ihn losmarschierte. Es dauerte auch nicht lange, da erhob sich auf der Wiege ein furchtbarer Spektakel. Die Köhler des erbotenen Gemittens schloßen durch die stille Natur. Mit einer wahren Löwenstimme verkündete er dem unglücklichsten Rothmann, der verlorde alles über sich ergehen ließ, daß nur Gott in seinem größten Sorn ihn erschaffen und zum Soldaten gemacht habe.

Inzwischen begann es zu regnen.  
Fünf Minuten später kam der Feldwebel in unser Quartier gestürzt, plachte mitten in ein Stalldiel hinein und jagte uns hinaus. Um Rothmann entlohne Weide einzufangen. Die Schimpfwörter, die durch ihn von allen Seiten gegen Rothmann hagelten, klangen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.  
Tage vorangingen. Am kommenden Frühjahrsregen legten wir Schlingen, reparierten und heiligteten Störungen. Daneben hatte unter Zug auch die Fernsprechanlage des kleinen Ortes zu bedienen. Der Dienstraum befand sich in dem Schuppengebäude, das uns gleichzeitig als Quartier diente. Als wir eines Abends müde und durchdringt heimkamen, meinte der lange Rheinländer: „Heute abend hat Rothmann Nachdienst.“

„Aber der hat doch überhaupt noch nicht am Reiten geübt“, entgegnete ihm ein anderer.  
„Na, die paar Nummern wird er schon stöpseln können. Der Alte hat ihn ja außerordentlich herangebracht.“  
Nun wurde ein Plan ausgearbeitet. Rothmann, der irrenden Lebensform Beruf ausübte, stand allen praktischen Dingen des Alltags mit einem geradezu rührenden Unverständnis gegenüber. Er brachte es nicht fertig, ein Scheit Brennholz vernünftig zu heizen. Vieciel schwieriger mußte es sein, ihm die Bedienung einer Fernsprechanlage klar zu machen! Es dauerte lange, ehe er begriffen hatte, daß er sich melden und dann die verlangte Verbindung herstellen sollte.  
Als er um zehn Uhr seinen Dienst antrat, ahnte er nicht, daß wir von der Zentrale eine provisorische Leistung gelehrt und in unserm Schlafräum einen Apparat aufgebaut hatten. Er war kaum drüber, als schon einer von uns an den Apparat ging und den Hörer abnahm. Prompt kinnelte es drüben. Rothmann meldete: „Hier Station...“ — Stille — er wartete. Er meldete sich zum zweiten, zum dritten Male. Seine Stimme klang auerist ängstlich; sie wurde erregter; zuletzt schrie er verweiselt: „Hier Station...“ in das Mikrophon, während wir, nur wenige Schritte von ihm entfernt, vor Lachen die Zähne zusammenbissen.  
Endlich wurde es still. Dann hörten wir Schritte. Die Tür ging

auf, und Rothmann steckte seinen Kopf herein: „Ist mäd sich ja geent! Was solln da machn?“

„Ach so“, sagte der Rheinländer, der die ganze Sache aufgezogen hatte, „das ist sicher der neue Ortskommandant von S...“ Der hat einen ganz besonderen Himmel mit seinem ewigen Telefonieren. Da mußst du dich vorlesen...“

„Na, mahnwollten, aber bei mir soll der badrüdige geent Gid barum...“ Damit verstand Rothmann. Prompt ging der Spoh wieder von neuem los. Rothmann hatte angestregten Nachdienst. Immer wenn in der Nacht einer von uns murter wurde, ging er an den Apparat und ließ Rothmann melden, der vor dem unglückbaren Kommandanten erstarrte. Gegen Morgen erlangte keine Stimme heiter und vollständig erigst.

Endlich konnte sich der lange Rheinländer nicht mehr halten. Er martierte eine nödelnde Oberleutnantsstimme und schrie in den Apparat hinein: „Rothmann Sie sind ja ein komplettes Kindvieh. In ihrem ganzen Leben werden sie es nicht lernen, einen Apparat zu bedienen.“

Es dauerte nicht lange und Rothmann erschien bekümmert im Schlafräum: „Där Neue fännt mich ja schon. Wohär wech dör duu meien Namen? Ah gann doch noch nicht mehr dun als mädhen...“ Wir grinsten. Da erwiderte endlich Rothmann unter Zerknen, und eine Erleichterung suchte über sein Gesicht: „Dör, ihr währd mir ja schone Gammern“, meinte er aufrichtig enttäuscht. Wir hatten Verzeihung für den Verberufung gelöst.

Lange Zeit grübelte Rothmann uns und war unerschöpflich „bee“. Endlich reklamirte ihn in der Heimat irgendein Amt. Und so entschwand er nach seinen heimatischen Gefilden und kehrte zurück in das Land des Blumenschaffens und der Parierfragen. Caliban.

## Rudimentäre Organe

Von Eugen Hovnung

Rudimentäre Organe sind nicht völlig ausgebildet, also in den Funktionen fähig geblieben (verfälschte) Organe einst wertvoller, heute aber zwecklose Teile des tierischen und pflanzlichen Organismus, wo sie sich zahlreich finden. Sie sind Überreste von Organen, die bei den Vorfahren der betreffenden Tiere und Pflanzen ausgebildet und notwendig waren, infolge Anpassung an veränderte Lebensweise nutzlos wurden und dadurch im Laufe der Phylogenese (Stammesgeschichte) durch Verrechnung weniger und immer weniger ausgebildet wurden. Charles Darwin betrachtete sie beim Menschen als ein Überbleibsel aus dessen tierischer Vorzeit.

Zu dieser Art von Organen gehören beim Menschen der Blinddarm, das Stützhaar — der Darmische Höder — der Darmmuskel, das Siebchen und beim Weib die Brustwarzen. Rudimentär sind auch die Zähne des Walfisches und diejenige der Embryonen des Papageis.

Diese Rudimentalorgane sind für die Entmischungstheorie im allgemeinen und für die Abstammungslehre im besonderen von höchstem Interesse, da sie nur als Reste aus früheren Entwicklungsstadien gedeutet werden können und somit eine Höherentwicklung organischer Formen unmittelbar beweisen.

So gibt es auch eine kleine Ordnung von Säugtieren, die Eodontaten oder Zahnfüßer, die sich dadurch auszeichnen, daß ihnen im ausgebildeten Zustand die Zähne überhaupt fehlen, oder daß sie doch in harter Rückbildung begriffen sind.

Die Ontogenie oder Embryonalentwicklung der Eodontaten zeigt, daß dieser Zustand kein ursprünglicher ist, sondern daß er eine Rückbildung dieser Tiere von einer ehemals eingenommenen, höheren Entwicklungsstufe darstellt. So hat man auch bei den Embryonen der Schuppenhaie (Manibae) bestimmte Zähne und die Kiefer der Manibae (ausgewachsenen Tieren vollständig fehlen. Die Kiefer der Manibae sinden Kau und ihrer Stellung nur als rudimentäre Überreste von Zähnen erklärt werden können. Einige dieser merkwürdigen Gebilde entspringen an dem Alveolarrand (an dem mit Zahnhöhlen versehenen Rand) des Kiefers. Es ist sogar möglich, auf der Stellung dieser Rudimente die wahrscheinlichste Zahnformel abzuleiten.

Durch das Vorhandensein von Zahnrudimenten bei den Embryonen der Manibae und durch das Fehlen dieser Zahnspuren nach der Geburt kann auf eine gewisse Degeneration geschlossen werden. Das biogenetische Grundgesetz Ernst Haeckels, welches besagt, daß die Ontogenese (Entwicklung des Individuums von der Eizelle an bis zur Geburt) eine kurze und schnelle, durch Vererbung und Anpassung bedingte Wiederholung der Phylogenese (Entwicklung des ausgebildeten Stammes) ist, fordert auch in diesem Falle die Schlussfolgerung, daß diese Tiere von Vorfahren abstammen, die ein vollkommen entwickeltes Gebiß besaßen haben.

## Theater und Musik Badisches Landes theater

Erstaufführung: „Sturm im Wasserglas“, Komödie in 3 Akten von Bruno Franl

Eine richtiggehende Sundaftödie, insofern als der verpöbelte Schnauzer-Bühnenführer mit Territoriumhag der Blumenbändler und die Hauptrolle in dem Stück spielt, indem über ihn der großmächtige Oberbürgermeisterkandidat Dr. Thoh politisch zu Fall gerät, wobei seine Ehe auseinanderbricht und die des befreundeten Zeitungsherausgebers nahe, wozu er sich wiederum der wadere Journalist durch ein zwar in eine Klage vor Gericht vertritt, aber schließlich durch die Hand eben der geschiedenen Frau Thoh mehr als entschädigt wird. Während die Hundebelästiger, durch einen Zeitungsartikel zum Schandfleck des Tages geworden, das Objekt der öffentlichen Mißbilligung wird, so daß sich ein aneignarier Magistratsdiener ihr mit Preisverhandlungen nähert, die auch zum Ausgang führen. Es ist schon alterhand satirischer. Mit in diesen Dreierakter hineinverflochten, und man darf lobend hervorheben, daß es sich nicht nur um flache Unterhaltung handelt. Dem Ganzen liegt vielmehr ein guter Fonds an ethischem Gehalt warunde. So rundig, kurz angebunden und füllig, so der Oberbürgermeisterkandidat die Angelegenheit der armen Frauen und ihres braven Hundens behandelt, wird er auch die Annehmlichkeiten der Stadt anfallen.

Hier wird der Korang des Herzens vor dem Gehirn, der Weltmann vor dem Intellekt proklamiert, und das freut unsereinen. Auch dem herrlichen Herrn Sabratz erwächst die Pflicht, sich um die kleinen Sorgen und Änne der kleinen Leute zu kümmern; wer das heute nicht stolzt, soll sich zum Teufel scheren. Dr. Thoh kann es nicht, dann ist es ein Schicksal, das ihn zu demselben Schicksal führt, was er, der brutale Mensch, in der Industrie einen Posten erbt. Das Stück zeigt auf einem schlagenden Beispiel, daß heute jedermann, und nicht Seiner Majestät dem Volke keine Vergebung machen muß; es zeigt dem heutigen Staat nichts zu gering ergeht, wenn es um Recht und Gerechtigkeit geht. Um den Schauspiel im Werte von 8 Mark entwidelt sich eine Gerichtsverhandlung, die mit einer Verurteilung des angeklagten Idealisten und Journalisten wegen „Verstümmelungsbruchs“ endigt. Es ist ein edles Volksstück, ein echt deutsches Stück, was uns da geliefert wurde, und ein Schauer im besten Sinne. Der nächste Erfolg, der das Werk über ganz Deutschland begleitet, ist ihm ein Karlsruher Erfolg.

Herr F a u m b a c h hat durch seine Regieführung den Akt des Geschehens auf die denkbar höchste Söhe lenzlich fiel eine Vermandlung von offener Saee auf, wobei der Gerichtsakt auf einem „Bogen“ von Art der Drehbühne vor die Kampe geföhren wurde. Die Darstellungen wieder einmal bei äußerst dankbaren Rollen in dem Stück geföhlt die Gestaltenkönnen. Da war K e l l e r K a b e m a d e r e r Blumenkraut und Sundemann, Herr S e r s als Magistratsdiener, M e h n e r als Gerichtsdiener, Herr T r e p p e n a m dem Volk mit seinen Äänen ausstaffiert. S c h u l z e l i e h dem vollstänigen Dr. Thoh die nötigen Herrenrollen, während L o n d a N o h o f f, seine Regie maßlich, besonders durch die äußere Apparatut behält. Ein exquisit meisterhaft der Charakterisierungskunst von Fr. F r a n k m i t dem m e r zlerieren, beim Auftritte die ihm stimmlich überausgehenden Charaktere, einem Spitzelkinder, wie sie das heutige politische Leben in den dralligen Exemplaren zutage fördert. F a u m b a c h hat den Vorleger Quilling ein feines, naturwahres Profil und einen Kneble, der den immensföhen Idealisten meisterhaft spielte, nicht zuletzt insofern durch innerlich vornehme Haltung wie durch sein charakteristisches Gebären. F a u m b a c h, G e m m e r, G r a f, K r i e n i c h e r mit seinen am Gesicht mit und haben teil an dem herrlichen Debuterfolg, den das Werk auslöst. Man gebe hinein.

Ein tragbares Theater. Ein jüngeres Mitglied des Vorsteherbüros des Theaters, Hime Claronid, hat für Vorstellungen in der Provinz das „Theatre Ambulant“ geschaffen. Er ließ sich helfen, die Zweck einer Bühne aus dem Leichtmetall Durumin herzustellen, die täglich tragbar ist, das heißt von zwölf Bühnenarbeitern innerhalb von vier Stunden zusammengesetzt, einsepaat und fortgerollt werden kann. Dieses Theater ist mit einer Drehbühne und neuen Beleuchtungsapparaten ausgestattet. Es kann als gewandertes Stück Gepäc gefördert werden. Mit diesem leichten Theatervogel mit seiner Truppe in der Provinz spielen. Das Reperioire besteht aus klassischen und modernen Stücken. Kassiere-Aufführungen werden in Schulen veranstaltet.

## Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Erik Rosenfeld

Copyright 1930 by C. Laybische Verlagshandlung G. m. b. H., Berlin W. 30.

33 (Nachdruck verboten.)

Auch andere Pläne entstanden an diesen Abenden, im Halbdunkel einer Zimmerecke, von Rauchwolken der Zigaretten fast verhängt. Ein jeder von ihnen wog fünfzig Filme der durchschnittlichen Produktion auf. Jeder von ihnen hätte mehr Menschen beschäftigt, bereichert, als die Filme der Mandelbergs. Wenn nicht... Überall stand dieses: Wenn. Wenn die Filmindustriellen andere Menschen gewesen wären, wenn man das Publikum nicht verdorben hätte, wenn die Verleiher nicht den Geschmack diktierten, wenn man Filme drehen könnte, wie man sie drehen wollte, und nicht so, wie man sie unter dem Druck der goldenen Götter drehen mußte. Wenn, wenn, wenn...

Zwei Monate lang war bei Mandelberg Hochbetrieb. Wandermann hatte bereits zwei Filme fertiggestellt, der dritte war zum Teil vollendet, als Mandelberg seinen ersten Regisseur und seine Diwa in einer Situation überlieferte, die keine Zweifel mehr zuließ. Die Diwa sprangen auf dem Schödel Mandelbergs hervor wie dicke Striße, seine Äußerungen hallten sich, seine Zähne knackten, er hätte sich auf die beiden gestürzt und sie erwischt — hätte er nicht einen Skandal gefürchtet, der auch ihn die Existenz kosten konnte. Leute wie er wurden nicht gerne vor der Welt lächerlich, denn sie wurdens es leicht; Leute wie er hingen an der Stellung, die sie sich erzwungen, denn sie hatten sie schwer erkämpft. So gab es nur eines: Schweigen, und die Dinge in Güte zu Ende führen. Er schloß den Koffer hinunter, tat, als hätte er nichts gesehen, es wäre er nicht überbracht, und machte sich so in seiner Angst vor der Unmöglichkeit, nur noch lächerlicher. Anita sah ihn mit Verachtung an, nun war ihre Zeit bei der Mandelbergs A. G. wohl vorüber, aber was machte das, sie ging nicht unter. Und Wandermann? In einer halben Stunde konnte er bei einer anderen Firma unterkommen. Mit seinem Namen, seinen Erlösen! Nein, der keine dicke Lupe aus Goldstein hatte ganz recht, daß er sich lieber vor ihnen lächerlich machte, als eine große Öffentlichkeit auszuführen, er war der schwächere, er sollte nur leben, wie er ohne Wandermann und die Diwa auskam!

Mandelberg wollte etwas sagen, ganz gleichgültig was, nur ein paar Worte, die mit dem Vorfall gar nichts zu tun hätten, die zu verstehen gaben, daß er ihn nicht trotzlich nahm, daß er ihn zu übersehen bereit war. Er fragte, was morgen gedreht würde, ob die Statisten engagiert seien und wieviele. Wandermann antwortete, lachlich, nüchtern. Die Diwa verbiß sich kaum das Lachen. Und da gab es Menschen, die diesen Mandelberg fürchteten, da gab es Männer, die ihn für gefährlich hielten! Eine Gummiwunde! Ein Nadelstich, die Luft sieht ein bißchen, dann fällt die Pupille in sich zusammen. „Wenn werden Sie mit dem Film fertig sein“, fragte Mandelberg. Wandermann mußte, wie sinnlos diese Frage war, Mandelberg mußte das doch genau wissen. „In ungefähr acht Tagen“, sagte er. „Es hängt davon ab, ob wir zu den Aufnahmen im Theater zwei oder drei Tage brauchen. Ich werde es schnell machen.“ — „Raden Sie es schnell“, sagte Mandelberg. „Der Film muß fertig werden.“

Dann ging er allein nach Hause, eine Verabredung mit Geschäftsfreunden hatte er widerrufen. Langsam ging er durch die Straßen, oft hätte ein Auto ihn niedergestößt. Noch war es Tag, aber schon brannten die ersten Lichterketten auf. Plötzlich große Buchstaben, an das Dach des Himmels gehetzt. Sterne aus dem Unersichtlichen, noch menschlichem Willen zu Worten geformt. Das war doch alles, wenn man es bedachte, auch sein Werk. Millionen und Milliarden floßen darin. Menschenerlösen ohne Zahl waren daran geknüpft, und in ihrer Hand, in der Hand der Mandelbergs, lagen die Fäden. Gotten sie aber, dachte Mandelberg, das Erbe des Tadens in der Hand, oder lief der Faden nicht nur durch ihre Finger, um weiterzugeben, irgendwohin ins Unbekannte? Waren Sie Lenker oder waren sie nur Mittler? Regierten sie wirklich oder führten sie nur die Befehle anderer aus? Er ging an einem Kino vorbei, die Bilder blästen ihm bekannt an, es war Eldrid, es war der Film „Entleertes Volk“, der hier noch lief. Eldrid! Auch hier hatte er die Fäden in der Hand geholt. Und hatte sie sich entwinden lassen. Nun war er selbst eine Puppe an einem Faden, den zwei andere hielten. Die mochten jetzt, zwischen einem Lachen und dem anderen, betreten, ob sie den Vorfall verheimlichen oder ihn morgen triumphiierend seinem ganzen Büro, dem Kaffee, der Friederichsstraße erzählen sollten. Wer hielt die Fäden in der Hand? Schicksal? Gott? Zu einem Gott hatte er einst gebetet, das war in Goldstein, das war noch in Berlin. In Wien hatte das aufgehört. Da begann man langsam sein eigener Gott zu werden. Da begann man sich der Hand des Schicksals zu entziehen und selber Schicksal zu werden. War er es? In großen Buchstaben los er seinen Namen: Alfred Mandelberg, Produktionsleiter. Und darüber stand

der Name Wandermann, der Name Anita Bing. Nein, man kann nicht das Ende der Fäden in den Fingern, sie liefen weiter, sie liefen sich irgendwo. Und vielleicht hatte ein jeder den Faden der anderen in den Händen, und man ein jeder irgendwie Verantwortung des anderen. Da das nicht ein Film wäre? ging es durch Mandelbergs Kopf. Ein Film, dessen Fäden alle wären, vielleicht das ganze Leben. Nein, das war kein Film. Die Menschen mochten einen Faden sehen, der alle Fäden in der Hand hielt. Sie mochten im Kino Respekt bekommen vor der Selbstverständlichkeit des Menschen. Mandelberg ging weiter. Zuhause wartete seine Frau, spielte nicht Schicksal, sie hielt seine Fäden in den Fingern, es seien denn die armen Fäden, mit denen sie Knöpfe amnähte, in einem armen Fäden, mit denen er einmal gehandelt hatte. In einem Keller, in einer galizischen Stadt. Sie verstand nichts von den Geschichten, keine Filme geföhren über sie geföhren über sie, wie mals hatte sie ihm ein Wort darüber gesagt? Ob sie wußte, ob sie zwischen Anita Bing und ihm gewesen? Ob sie es wußte, ob es nicht wußte, ob es ihr gleichgültig war, ob es sie schmerzte, ob sie hätte nie ein Wort darüber gesagt. So war das Leben nun einmal. Die kleine Kaufmannstochter aus Brünn war nicht dazu geschaffen, es zu ändern. Auch wenn ihr Gatte ein Gewalttäter des Films, ein Produktionsleiter war. — Nun erst kam Mandelberg sich lächerlich vor. Das Wandermann und die Bing ihn betrogen und nichts gegen den Betrug, den er an sich selbst begangen.

Er mußte eine Seitenallee überqueren, ein Auto kam, der Fahrer fuhr jähre ihn an, ob er denn nicht abgeben konnte, er habe ein Signal gegeben! Da erwiderte Mandelberg, Ah, es war doch ein Unfall. Betrug an sich selbst? Nein, Das Bankkonto, das er hatte, und das so ihn wußt, war kein Betrug an sich selbst. Insofern, insofern. Es ist nur der Kerer über die Unklarheit dieser Dinge. Was war sie denn geworden? Die Tochter eines Schiffbauers aus Brünn, Anna Drachsal. Stattdessen hatte sie, gebunert hatte sie, er hatte sie zum Star gemacht. Nun leit sie sich mit diesem Wandermann ins Bett, den doch auch er aus Wien gebolt, dem doch auch er wußte, daß sie nicht ein bißchen mehr als ein Stück Fleisch war. Was hatte er, das war sein Sinn und Wirklichkeit war nur das Konto. Das hatte er. Das hatte keine Mahnwortstellung, wie die Dankbarkeit und Treue der Provinz. Das war echt, wirklich, dafür konnte man sich auf diese Provinz verlassen, was man wollte. Wie hoch war es denn? Aus Brünn waren noch zwanzigtausend ausständig. Ein Scheit aus Rom...

Fahlen waren in seinem Hirn. Kontoauszüge, Zinsen. Das war Schicksal.

(Fortsetzung folgt.)